

# «Ausgestopfte Juden?»

Eine neue Ausstellung in Hohenems stellt Geschichte, Gegenwart und Zukunft jüdischer Museen zur Diskussion.

Urs Bader

Museen, insbesondere ethnografische, bilden die Welt nicht nur ab. Durch ihre Sammel- und Ausstellungstätigkeit erschaffen sie diese auch, indem sie der Öffentlichkeit ein ganz bestimmtes Bild dieser Welt präsentieren. Dieses Bild hängt ab von den Menschen, die die Museen führen und die ihrerseits geprägt sind von den gesellschaftlichen, politischen, kulturellen Gegebenheiten und Diskursen. Weil diese sich verändern, müssen auch die Museen ihre Tätigkeit immer wieder zur Diskussion stellen.

Die Selbstdarstellung hinterfragen, das macht zurzeit das Jüdische Museum in Hohenems, eines von über 120 weltweit, mit der kleinen, besuchenswerten Ausstellung «Ausgestopfte Ju-

den? Geschichte, Gegenwart und Zukunft Jüdischer Museen». Der Titel, den sich wohl nur ein jüdisches Museum erlauben kann, ist erklärungsbedürftig, führt aber mitten in die Thematik. Bei der Gründung eines jüdischen Museums und der Diskussion, was ein solches denn zeigen sollte, fragte der damalige Präsident der Israelischen Kultusgemeinde Wien schonungslos, ob Jüdinnen und Juden dort «wie ausgestopfte Indianer» bestaunt werden sollen, wie in der Ausstellung erklärt wird.

Er problematisierte damit die Reduzierung des Jüdischen auf einen Museumsgegenstand, stellte aber auch die damals noch übliche unreflektierte Zurschaustellung und Betrachtung von «völkerkundlichen» Objekten in Frage. Zudem verwehrte er sich dagegen, als «Anderer» konstruiert und musealisiert zu werden, und kritisierte die Vorstellung der Mehrheitsgesellschaft, Judentum habe nach 1945 in Europa keine Gegenwart mehr.

## Die Erfahrung des Völkermords

Die Frage nach der Musealisierung stand für jüdische Museen nach 1945 in einem neuen, besonderen Kontext. Sie dürften sich oft in der Pflicht gesehen haben, die in Europa weitgehend zerstörte jüdische Lebenswelt, so gut es eben noch ging, durch Artefakte aller Art zu rekonstruieren und zu tradieren – auch als Akt der Selbstvergewisserung und der Selbstbehauptung. Hinzu kam die schwierige Darstellung der Erfahrung des nationalsozialistischen Völkermordes an den europäischen Juden. Es ging

dabei darum, einerseits der Massenhaftigkeit der Shoah und andererseits der Individualität der Opfer gerecht zu werden, wie es in der Ausstellung heisst. Deshalb werde in jüdischen Museen dabei häufig mit «gestalterischen Metaphern der Überwältigung» gearbeitet, «die auf das Empfinden der Unvergleichbarkeit und Unbeschreiblichkeit der Gräueltat der Massenvernichtung reagieren sollen».

Thematisiert wird Letzteres unter der Überschrift

«Die jüdische Erfahrung». Andere Überschriften lauten etwa: «Was ist jüdisch?», «Wie ist jüdisch?», «Der Ursprung des Jüdischen in der Antike» oder «Referenzpunkt Israel». Kleine Schrifttafeln führen jeweils ins Thema ein, in Vitrinen und an den Wänden finden sich Artefakte, die es «illustrieren»: kulturelle Objekte, Gebrauchsgegenstände, Schmuck, Bilder, Stiche, archäologische Objekte, Modelle, Schriftstücke.

## Die jüdische Frau wurde lange ignoriert

Eines wird klar: Das «Jüdische» ist alles andere als einheitlich, auch wenn gerade jüdische Museen das Bild von einer

homogenen Gemeinschaft verbreiteten, etwa durch normierend wirkende Illustrationen zu jüdischen Feier- und Festtagen, etwa Bilder einer idealisierten und klischierten Sabbat-Stube. Unter der Überschrift «Wie ist jüdisch?» heisst es dazu, die Museen suggerierten damit «die Existenz einer überzeitlichen und überregionalen jüdischen Praxis, die von historischen und gesamtgesellschaftlichen Kontexten und Entwicklungen losgelöst ist». Ein Abgleichen mit Lebensrealitäten geschehe nur zögerlich. Das galt etwa auch für das Thema «Die jüdische Frau», die in den Museen lange nicht präsent war – einzelne bekannte Salonièren oder Schauspielerinnen ausgenommen –, obwohl sie jahrhundertlang die tragende Rolle als Ernährerin der Familie gespielt habe.

## Gesellschaftspolitisch relevant bleiben

Die Ausstellung stellt denn auch Fragen zur Zukunft der jüdischen Museen: Welche Umstände behindern ihre Weiterentwicklung? Inwieweit müssen auch sie sich von ihrer traditionellen Rolle als Vermittler partikularer Kulturgeschichten lösen, um gesellschaftspolitisch relevant zu bleiben? Eine mögliche Antwort wird unter der Überschrift «Zwischen Partikularismus und Universalismus» thematisiert: Einzelne Museen stellen zur Diskussion, inwieweit sich Jüdisches als Folie für die Erfahrungen anderer Minderheiten eignet.

## Hinweis

«Ausgestopfte Juden? Geschichte, Gegenwart und Zukunft Jüdischer Museen» im Jüdischen Museum Hohenems, bis 19. März 2023.

den? Geschichte, Gegenwart und Zukunft Jüdischer Museen». Der Titel, den sich wohl nur ein jüdisches Museum erlauben kann, ist erklärungsbedürftig, führt aber mitten in die Thematik. Bei der Gründung eines jüdischen Museums und der Diskussion, was ein solches denn zeigen sollte, fragte der damalige Präsident der Israelischen Kultusgemeinde Wien schonungslos, ob Jüdinnen und Juden dort «wie ausgestopfte Indianer» bestaunt werden sollen, wie in der Ausstellung erklärt wird.

Er problematisierte damit die Reduzierung des Jüdischen auf einen Museumsgegenstand, stellte aber auch die damals noch übliche unreflektierte Zurschaustellung und Betrachtung von «völkerkundlichen» Objekten in Frage. Zudem verwehrte er sich dagegen, als «Anderer» konstruiert und musealisiert zu werden, und kritisierte die Vorstellung der Mehrheitsgesellschaft, Judentum habe nach 1945 in Europa keine Gegenwart mehr.

dabei darum, einerseits der Massenhaftigkeit der Shoah und andererseits der Individualität der Opfer gerecht zu werden, wie es in der Ausstellung heisst. Deshalb werde in jüdischen Museen dabei häufig mit «gestalterischen Metaphern der Überwältigung» gearbeitet, «die auf das Empfinden der Unvergleichbarkeit und Unbeschreiblichkeit der Gräueltat der Massenvernichtung reagieren sollen».

Thematisiert wird Letzteres unter der Überschrift

«Die jüdische Erfahrung». Andere Überschriften lauten etwa: «Was ist jüdisch?», «Wie ist jüdisch?», «Der Ursprung des Jüdischen in der Antike» oder «Referenzpunkt Israel». Kleine Schrifttafeln führen jeweils ins Thema ein, in Vitrinen und an den Wänden finden sich Artefakte, die es «illustrieren»: kulturelle Objekte, Gebrauchsgegenstände, Schmuck, Bilder, Stiche, archäologische Objekte, Modelle, Schriftstücke.

## Die jüdische Frau wurde lange ignoriert

Eines wird klar: Das «Jüdische» ist alles andere als einheitlich, auch wenn gerade jüdische Museen das Bild von einer

homogenen Gemeinschaft verbreiteten, etwa durch normierend wirkende Illustrationen zu jüdischen Feier- und Festtagen, etwa Bilder einer idealisierten und klischierten Sabbat-Stube. Unter der Überschrift «Wie ist jüdisch?» heisst es dazu, die Museen suggerierten damit «die Existenz einer überzeitlichen und überregionalen jüdischen Praxis, die von historischen und gesamtgesellschaftlichen Kontexten und Entwicklungen losgelöst ist». Ein Abgleichen mit Lebensrealitäten geschehe nur zögerlich. Das galt etwa auch für das Thema «Die jüdische Frau», die in den Museen lange nicht präsent war – einzelne bekannte Salonièren oder Schauspielerinnen ausgenommen –, obwohl sie jahrhundertlang die tragende Rolle als Ernährerin der Familie gespielt habe.

## Gesellschaftspolitisch relevant bleiben

Die Ausstellung stellt denn auch Fragen zur Zukunft der jüdischen Museen: Welche Umstände behindern ihre Weiterentwicklung? Inwieweit müssen auch sie sich von ihrer traditionellen Rolle als Vermittler partikularer Kulturgeschichten lösen, um gesellschaftspolitisch relevant zu bleiben? Eine mögliche Antwort wird unter der Überschrift «Zwischen Partikularismus und Universalismus» thematisiert: Einzelne Museen stellen zur Diskussion, inwieweit sich Jüdisches als Folie für die Erfahrungen anderer Minderheiten eignet.

## Hinweis

«Ausgestopfte Juden? Geschichte, Gegenwart und Zukunft Jüdischer Museen» im Jüdischen Museum Hohenems, bis 19. März 2023.

# Verqualmte Strassen und Explosionen

Der St. Galler Grafiker Dominic Rechsteiner hat für seine Abschlussarbeit Hunderte von Unfallbildern analysiert.

Nina Rudnicki

«Je länger ich mich mit Unfallbildern beschäftigt habe, desto mehr haben mich die Details der Aufnahmen interessiert», sagt Dominic Rechsteiner. «Sensibles Material» heisst die Arbeit, mit der der 43-jährige St. Galler Grafiker im Juni sein Masterstudium «Visual Communication» an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) abgeschlossen hat. Sie führt die Betrachtenden in das Innenleben von zertrümmerten Motorhauben, hinter zersplitterte Scheiben und nimmt Lacksplinter in den Fokus.

Auf anderen Bildern sind durch die Luft fliegende Autos und Motorräder zu sehen. Auch Drohnenbilder wie etwa vom Alpbriederplatz in Zürich sind darunter, auf denen der eigentliche Unfall wie auf einem Suchbild erst gefunden werden muss. Gegen die 1000 Bilder aus dem Archiv des Unfalltechnischen

Dienstes der Stadtpolizei Zürich und stundenlanges Videomaterial von Dashcams – also von Kameras, die auf das Armaturenbrett montiert sind – hat Dominic Rechsteiner dafür gesichtet. Hinzu kommen eigene Fotografien von Unfallorten und Autoverwertungsanlagen.

## Die Spannung hinter den Bildern

«Unfallbilder wirken verstörend und erschreckend. Gleichzeitig faszinieren sie einen aber», sagt Dominic Rechsteiner. Dieses Missverhältnis habe ihn dazu bewogen, sich dem Thema künstlerisch zu widmen. Er sagt: «Die unerwarteten Bildkompositionen und der Drang, herausfinden zu wollen, was passiert ist, machen die Bilder so interessant.»

Welche Rolle die Spannung hinter den Bildern spielt, um die Neugier der Betrachtenden zu wecken, weiss Dominic Rech-

steiner aus seinem Alltag als Grafiker. 2018 setzte er sich gegen 69 Mitbewerbende für die Gestaltung des Olma-Plakates durch. Er hatte sich nicht für ein klassisches Fotomotiv entschieden, sondern für digital bearbeitete Fotos von einem

«Huh», einem Schwein und einer Kuh. Diese waren schliesslich nur noch unscharf und in rudimentärer Form zu erkennen. In der Plakatgeschichte der Olma war dies eine Neuheit.

Als Grafiker arbeitet Dominic Rechsteiner sowohl in einem



Dominic Rechsteiner, Grafiker aus St. Gallen.

Bild: Tobias Garcia

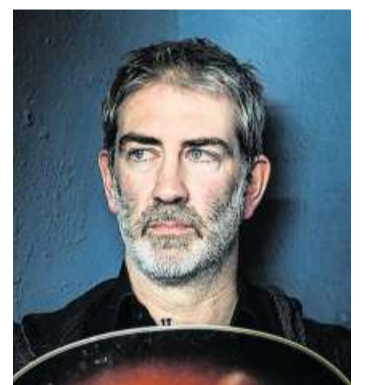
Teilpensum bei der St. Galler Werbeagentur Vitamin 2 wie auch als Selbstständiger projektweise an verschiedensten Aufträgen. Zeit, sich im Arbeitsalltag vertieft und über einen längeren Zeitraum mit einem Thema auseinanderzusetzen, bleibt da kaum. Das war auch der Grund, weshalb er schon länger über ein Masterstudium an der ZHdK nachgedacht hatte. «Nur die zündende Idee für eine Bewerbung fehlte mir», sagt er. Als ihn schliesslich ein Freund auf die neue Form von Unfall-Bilderstrecken auf Newsplattformen aufmerksam machte, wusste er, dass das sein Thema war. Inspiration und Kreativität finde er genau auf diese Weise, im Alltag und ohne bewusst danach zu suchen, sagt er. Vielmehr seien es Gespräche mit Freunden, Gedanken während Zugfahrten, zufällige Zeitungsartikel oder Bilder, die ihn eine neue Spur einschlagen liessen.

Tour de Kultur

## Bodensee-Lyrik, Oktopus Pierre

In den 1840er-Jahren besuchte die aus Westfalen stammende Autorin **Annette von Droste-Hülshoff** (1797–1848) insgesamt dreimal für längere Zeit den Bodensee. Über vier Jahre verbrachte sie bei diesen Besuchen als Gast auf der alten Meersburg. Mit besonderem Blick auf ihre Bodensee-Gedichte beleuchtet Dr. Jochen Grywatsch heute um 19 Uhr im **Zeppelin-Museum Friedrichshafen** die fruchtbaren Schaffensjahre der Droste am schwäbischen Meer, ihre Beziehung zum Schriftsteller Levin Schücking und ihre Verbindungen zur Bürgergesellschaft der Umgebung. Grywatsch ist Vorsitzender des Droste-Forums und Zweiter Vorsitzender der Droste-Gesellschaft. (pd/wec)

Die Rorschacher Band **Panda Lux** hat kürzlich einen neuen Song veröffentlicht. Er heisst «Blumen IV Oktopus Pierre» und ist eine Kollaboration mit dem St. Galler Liedermacher **Manuel Stahlberger**. Der Song ist ein Vorgeschmack auf das Konzeptalbum «Blumen» von Panda Lux, das voraussichtlich im Herbst erscheint. Es besteht aus neun verschiedenen Versionen der bereits 2021 veröffentlichten Single «Blumen». (wec)



Manuel Stahlberger, Musiker aus St. Gallen. Bild: Michel Canonica